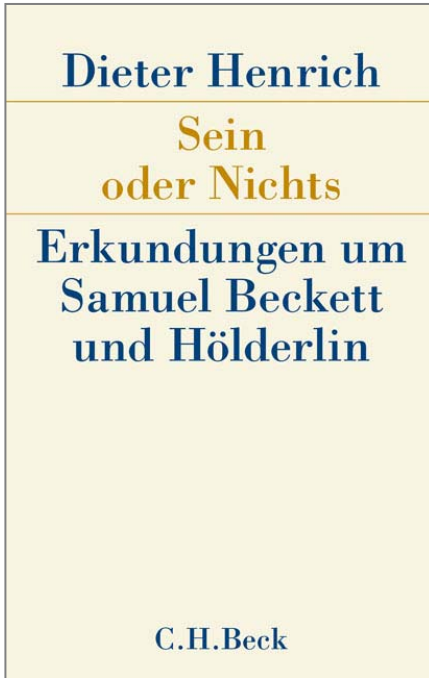


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Dieter Henrich**

**Sein oder Nichts**

Erkundungen um Samuel Beckett und  
Hölderlin

493 S.: In Leinen

ISBN 978-3-406-66324-6

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/13270072>

Dieter Henrich

# SEIN ODER NICHTS

*Erkundungen um Samuel Beckett  
und Hölderlin*

Verlag C.H.Beck

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie, Christian Otto  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier  
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 406 66324 6

*www.chbeck.de*

# INHALT

---

---

## EINLEITUNG 7

### I. «UND DANN – DAS NICHTS» 13

1. Die Begegnung als Einsichtsquelle . . . . . 14
2. Beckett zitiert Hölderlin . . . . . 19
3. «Mnemosyne» und «Krapp's Last Tape» . . . . . 29
4. Grunderfahrungen: Rousseau – Hölderlin – Beckett . . . . . 39

### II. GRENZGEDANKEN 51

5. Komplexionen um «Sein» und «Nichts» . . . . . 51
6. «Das Nichts» als sprachlicher Ausdruck und Gedankenprogramm . . . . . 61
7. Die Genesis des Gedankens «das Sein» . . . . . 75
8. «Das Nichts» – Unbestimmbarkeit und Gehalt . . . . . 106
9. Skizze einer Grundlegung . . . . . 145  
*mit sechs Exkursen zu Grund- und Nebenfragen: a. Wirklichkeitsbezug im Denken 174 b. Über einen Vorrang von «Sein» oder von «Nichts» 181 c. Ein Einwand gegen die Denkbarkeit von «das Nichts» 184 d. Zeitdiagnose: «das Nichts» und der «Nihilismus» 185 e. Zu Jean-Paul Sartre 190 f. Über die Möglichkeit des Gedankens «Ich bin» 201*
10. Zwischenbilanz . . . . . 209

### III. GEGENLÄUFIGE VERTIEFUNG 227

11. Kontemplation . . . . . 227
12. Hölderlin: «Sein» und Lebensgang . . . . . 245
13. Trennung im «Sein» und der Weg der Dichtung . . . . . 267

14. Becketts Erfahrung in Hölderlins Werk . . . . .	286
15. Nichts und Form in Beckett . . . . .	324
16. Himmelfahrt und Höllensturz eines? . . . . .	354

#### IV. SELBSTSEIN, AMBIVALENZ UND VERGEWISSERUNG 381

17. Subjektivität oder Ganzheit in der Faktizität des Lebens . . . .	381
18. Spontane, natürliche Metaphysik – disziplinierte Metaphysik . . . . .	397
19. Ambivalenz im Selbstverstehen . . . . .	411
20. Die philosophische Theorie im bewussten Leben . . . . .	428
21. Umwendung der Blickbahn . . . . .	462

## II. GRENZGEDANKEN

---

---

### 5. Komplexionen um ‹Sein› und ‹Nichts›

*Dieser Abschnitt ist ein Prolog zu dem zweiten, nunmehr philosophischen Buchteil. Die beiden Leitgedanken, denen Hölderlin und Beckett ihr gesamtes Werk zugeordnet haben, stehen offenbar in einem Gegensatz zueinander. Die Weise, in der sie als Gegensatz zu verstehen sind, liegt aber nicht ebenso offen zutage. So ist also der Aufgabe nachzugehen, das Verhältnis von ‹Sein› und ‹Nichts› zueinander so weit zu klären, dass die Bedeutung von vielen Werken Hölderlins für Samuel Beckett verständlich wird – und zwar im Wissen von ihren Leitgedanken und deren Gegensatz.*

*Dabei steht man zunächst vor der Schwierigkeit, den beiden Ausdrücken überhaupt einen bestimmten Gehalt zuzuordnen. Im letzten Jahrhundert sind gewichtige Gründe dafür vorgetragen worden, dass beide Ausdrücke in der Weise, wie auch Hölderlin und Beckett sie gebrauchen, nur einem Missbrauch der Sprache entstammen und also in einer rational wohlgeordneten Rede zu vermeiden sind. Hat man diese Gründe vor Augen, ohne sie explizit zu erörtern, widerspricht aber der Schlussfolgerung, so führt das dazu, dass die eigene Begründungsstrategie einen längeren Atem verlangt und oft umständlich erscheinen wird. Weiterhin ist zu beachten, dass die beiden Ausdrücke ‹Sein› und ‹Nichts› einen Anhalt bereits in einem vorthoretischen Verstehen des Menschen von einem unübersteigbaren Ganzen haben. Das gibt Anlass dazu, auch den Status dieser Verstehensart aufzuklären. Dass dies geschieht, ist wiederum eine Voraussetzung dafür, die Stellung dieser beiden Gedanken in ihrer Beziehung zu Werken der Literatur erklären zu können.*

Beckett und Hölderlin waren beide philosophierende Dichter. Sie haben selbst ihr literarisches Werk in eine Beziehung zu philosophischen Grundgedanken gebracht – und zwar zu Gedanken, deren Wahrheitsge-

halt sie erwogen hatten, so dass sie ihn dann mit Nachdruck vertreten konnten. Diese beiden Gedanken waren für sie mit Grundworten der philosophischen Überlieferung angezeigt:

«*Sein*» beziehungsweise «*Nichts*» –

mit Grundworten also, die in direkter Beziehung, und zwar in der einer Entgegensetzung, zueinander stehen. In diesem Buchteil wird den Fragen nach der Art dieser Entgegensetzung, nach möglichen Unterschieden der Fassung der beiden Gedanken, nach deren Verhältnis zueinander und nach dessen Fortbestimmung nachgegangen. Auf den Komplex dieser Probleme verweist auch der Haupttitel des Buches.

Denn diese Frage ist nicht leichthin zu beantworten. Man kann sich das daran klarmachen, dass man sich fragt, was man für das Gegenteil von «*Sein*» oder von «*Nichts*» hält. Es ist naheliegend, den Gegensatz zu «*Nichts*» als «*Etwas*» anzusehen. Ein Gegensatz, der diesem im Falle von «*Sein*» entspricht, ist nicht ebenso leicht anzugeben. Man kann ihn im «*Nichtsein*» sehen, muss dann aber sagen, wie dieser Ausdruck zu verstehen ist. Eine plausible Auskunft könnte «*Mangel*» oder «*Schranke*» nennen – in Erinnerung an das lateinische Wort für «*Fehlen*», das «*de-esse*» lautet. Ein direkter Gegensatz von «*Sein*» und «*Nichts*» ist auf diesem Wege nicht zu erkennen. Man wird aber deshalb nicht bestreiten wollen, dass er sich erklären lassen muss. Hat er doch im geläufigen Gebrauch der beiden Ausdrücke ein großes Bedeutungsgewicht. Es könnte aber auch sein, dass es sich durch eine Vieldeutigkeit der Ausdrücke erklärt. Sie könnte unbegründet sein, so dass man sie auflösen sollte, um von nun an den verführerischen Schein von Tiefsinn zu meiden, den diese Vieldeutigkeit bewirkt. Es könnte sich aber auch um eine Sequenz von Gedanken handeln, die aneinander anknüpfen und deren Zusammenhang im bewussten Leben Bedeutung hat. Dieser zweite Weg wird im Folgenden erkundet.

Hölderlin berief sich auf Platon, als er von *dem Sein* «im einzigen Sinne des Worts» sprach. Beckett ließ seinen Anschluss an Hölderlin in dem Gedicht, das er gern rezitierte, in dem Aufruf «*das Nichts*» kulminieren. Für die allesgründende Realität eines solchen «*Nichts*» galt ihm Demokrit als Zeuge – aufgrund einiger Passagen, der kargen Überlieferung seiner Lehre, die Beckett in seiner eigenen Lesart mehrfach an Stellen

besonderen Gewichtes zitierte.<sup>78</sup> In Hölderlin ist gelegentlich von ›dem Nichts‹, als Substantiv mit bestimmtem Artikel, die Rede, aber nicht in den Texten seiner philosophischen Selbstverständigung. Beckett seinerseits hat über ›das Sein‹ nur in Gesprächen etwas gesagt, über die uns berichtet worden ist.<sup>79</sup>

Da ihre Schlüsselworte einen Gegensatz anzeigen, in dem die Glieder einander ausschließen, ergibt sich nun aber, der bezeugten Bedeutung Hölderlins für Beckett entgegen, der Anschein, dass Becketts und Hölderlins Weise zu denken selbst auch auf miteinander unvereinbaren Grundannahmen beruhen oder jedenfalls auf sie hinauslaufen müssen. Dass diese Vermutung zu einem letzten Wort über die Beziehung zwischen beiden werden kann, ist zwar schon kraft dessen ausgeschlossen, was wir inzwischen verlässlich über ihre Beziehung wissen. Und doch lässt sich nicht darüber hinweggehen, dass sich beide Ausdrücke dann, wenn sie eine philosophische Position charakterisieren sollen, mit dem Anspruch einer letzten, alles betreffenden Positionsnahme verbinden. Beckett und Hölderlin haben sie jedenfalls so verstanden. Jede von ihnen stellt sich der jeweils anderen auch im weiteren Umfeld ihrer Wortbedeutung diametral entgegen.<sup>80</sup>

Mit diesem Gegensatz zwischen ihren Grundwörtern, zusammen mit der Nähe, in der sich Beckett zu Hölderlin wusste, sind wir also nunmehr vor eine ganz neue Problematik gestellt. Mit den Mitteln der literarischen Exegese und deren Hermeneutik allein ist ihr nicht beizukommen. Denn nun hat man sich auf Gedanken einzulassen, die ins Philosophieren hineinziehen. Gerade in ihrem Fall ergeben sich dabei zwei Herausforderungen, denen man in dieser Dichte bei einer philosophischen Thematik kaum je begegnet: Seit langem und weit diesseits der Werke der beiden Autoren haben die beiden Ausdrücke und mit ihnen verbundene Gedanken Bedeutung auch für ein Nachdenken gehabt, das keine philosophische Fachbildung voraussetzt, das aber mit Lebensproblemen der Menschen eng verflochten ist. Umgekehrt ist zu bemerken, dass diese Gedanken immer dann, wenn man ihnen beharrlich nachge-

78 Vgl. Anm. 76.

79 Vgl. unten S. 346.

80 So sind auch für die Alltagsbildung Ausdrücke wie ›Seinslehre‹ und ›Seinsgewissheit‹ oder ›Nichtslehre‹, gar ›Nihilismus‹ von unterschiedlichen Atmosphären begleitet und rufen einander entgegengesetzte Erwartungen hervor.



gangen ist, in Verwicklungen und vor Alternativen geführt haben, die nicht leicht zu durchschauen, geschweige denn mit leicht verfügbaren Mitteln aufzulösen gewesen sind. Zudem sind diese Schwierigkeiten auch jenem allgemeineren Vorwissen durchaus nicht fremd, obwohl es sich selbst dann doch nicht auf den Versuch einlassen kann, ihnen auf die Spur zu kommen.

«Sein» und «Nichts» gehören somit nicht ausschließlich zum Begriffsinventar des philosophischen Faches. Gerade deshalb kann ihnen aber ein prominenter Platz unter den Gedanken zukommen, die im Kulturprozess eine Bedeutung haben. Daraus erklärt sich unter anderem, dass gegen sie nicht so leicht die Reflexe der Abwehr und des Unverständnisses aufkommen, die denen naheliegen, die nur in der Alltagssprache zu Hause sind, sich aber philosophischen Redeweisen ausgesetzt finden. Auch diese Besonderheit ist im Auge zu behalten, wenn man den Problemraum ausmessen will, der sich mit den Grundworten der Dichter und ihrem Gegensatz eröffnet.

Denn dabei genügt es nicht, diesen Gedanken eine bestimmte Bedeutung zuzuordnen, vielleicht auch eine Entwicklung, in die sich eine solche Bedeutung mit Notwendigkeit versetzt. Ebenso wenig könnte man sich darauf beschränken, denen, die etwas mit ihnen zu denken meinen, einen Missbrauch der Sprache als Ursache dafür vorzuhalten, dass sie letztlich unverständlich bleiben müssen.<sup>81</sup> Man muss zu verstehen suchen,

81 Die Unverstehbarkeit dessen, wovon sie reden, ist von philosophischen Analytikern der Sprache oft denen vorgehalten worden, die von «dem Sein» so sprechen, als stehe zweierlei außer Frage: dass damit der erste und wichtigste Gedanke und das tiefste Problem der Philosophie verbunden sei und dass der Ausdruck in diesem Gebrauch unmittelbar verständlich ist. Ein nicht weiter rückführbarer Sinn von «sein» sei an den Sinn von propositionaler Wahrheit gebunden. Das «absolute Sein» als vermeintlicher Gedanke von einem Ersten und Höchsten sei dagegen nur im Zusammenhang des Prädikatenkalküls und der allgemeinen Existenzaussage verstehbar. Es liegt nahe, dagegen geltend zu machen, dass diese logischen Formen selbst nur unter mehreren Voraussetzungen zu verstehen sind. Darauf kann erwidert werden, dass unser Verstehen überhaupt nur im Rückgang auf einen solchen komplexen, nicht mehr hintergehbaren Rahmen von Funktionen im Wechselbezug verständlich werden kann. Die Erörterung der Argumente dafür und dagegen könnte für sich allein mühelos Buchformat annehmen.

Im Vorausblick ist hier nur anzuzeigen: Im Folgenden wird (entgegen etwa von Hegel) nicht von der Voraussetzungslosigkeit eines Gedankens «Sein» ausgegangen. Seine Voraussetzungen, seine Genesis und seine Stellung im epistemischen Gesamtzusammenhang werden aber auch nicht (etwa entgegen Carnap) von den logischen

dass diese Gedanken einerseits nur in der philosophischen Untersuchung aufzuklären sind, dass sie aber andererseits an den Rändern der alltäglichen Verständigungsart ein Gewicht gewinnen und dass dann von ihnen eine Wirkungskraft ausgeht, die von der Philosophie zwar einzuholen ist, aber nicht übertroffen werden kann. Zwar verweist diese vortheoretische Denkweise auf die Philosophie. Sie geht aber jeder philosophischen Theorie nicht nur voraus. Sie kann sich auch als gegen deren Einreden resistent zeigen und sich dabei auf das Gewicht von Evidenzen verlassen, welche die Philosophie nicht zum Verschwinden zu bringen vermag.

Im Nachdenken der Menschen hat nicht nur jede Philosophie ihren Ursprung. In ihm entfalten sich spontan auch Gedanken über das Ganze ›aller Dinge‹ oder Perspektiven, die auf einen solchen Gedanken hingehen. Aufgabe der Philosophie ist es dann nicht nur, sie entweder aufzunehmen und zu vertiefen oder sie zu revidieren und sie, so oder so, einer Kritik zu unterziehen. Ihr fällt es ebenso zu, zu erklären, wieso sich solche Gedanken ausbilden und wie sie ihre Evidenz und ihre besondere Stabilität gewinnen. Die genetische Aufgabe ist so mit der analytischen verkoppelt. Die Philosophie hat also den Status und die Wirksamkeit dessen zu untersuchen, dem sie dann eventuell noch immer mit ihren eigenen Gründen entgegenwirken muss – bis hin zu dem Unterfangen mancher sprachanalytischer Philosophen, auf das man sich nicht einlassen sollte, ohne seine Folgen mitbedacht und sich zu ihnen ins Verhältnis gesetzt zu haben – nämlich die Sinnlosigkeit von Ausdrücken zu erweisen, die aber prägend für eine Kultur oder für das Bewusstsein der eigenen Epoche geworden sind.

Es gibt eine Art zu denken, mit der der Mensch ständig über seinen alltäglichen Umgang mit ›der Natur‹ und der Erfahrungswelt hinausgreift, ohne dass ihm ein separates Feld des Wissens oder eine Lehre in den Sinn käme. Er bedarf dieser Art der Überlegung und der Besinnung insoweit, wie sie mit seiner Selbstverständigung notwendig verbunden

Grundfunktionen her erklärt. Dies würde in der Tat zur Destruktion des Gedankens von einem ›Sein‹ im absoluten Sinne führen. Hier soll ein solcher absoluter Gebrauch dagegen auf einem anderen Weg gerechtfertigt, zugleich jedoch eingeschränkt werden. Die folgenden Kapitel können sich auf die guten Gründe der sprachanalytischen Kritik ebenso wie auf ihr Fehlgehen nur an für den gesamten Gedankengang des Buches bedeutsamen Stellen einlassen.

ist – einer Aufgabe, die ihm wesentlich ist und die in seine Welterschließung und Selbstbehauptung immer hineinwirkt. Darum ist dies Denken so tief in ihm angelegt, dass seine Folgen schon im frühen Fortbildungsprozess der Sprachen aufzuweisen sind.

In dem Umkreis solcher Gedanken sind die Reden von Sein und Nichts zumindest ebenso fest verankert wie in dem Begriffsinventarium der Philosophie. Dadurch unterscheiden sie sich, für jeden fühlbar, von Ausdrücken wie «Substanz», die über eine lange Bildungstradition in die Sprache eingingen, und Termen, die, wie etwa «Proposition», ganz der philosophischen Fachsprache zugehören.

Auch die «rationale» Metaphysik der modernen philosophischen Systeme, die in Ketten von Definitionen und Theoremfolgen diszipliniert ist, geht letztlich auf einen Ursprung in dieser Metaphysik zurück. Man kann sie auch die «natürliche» nennen, weil sie in der Vernunftnatur aller Menschen angelegt ist.<sup>82</sup> Diese spontane Metaphysik kann jedoch, wenn die Bedingungen dafür günstig sind, viel unvermittelter in Formen der expliziten Mitteilung zum Ausdruck kommen, vor allem in religiösen Texten. Und so ist sie ebenso die Voraussetzung dafür, dass von Sein und Nichts in literarischen Werken die Rede sein kann, die doch unabhängig von jeder Metaphysik in Disziplinform entstehen, eindringlich werden und eine Breitenwirkung entfalten. Daraus ist zu verstehen, dass in einer entwickelten Kultur alle diese Ausprägungen von Denken und Nachdenklichkeit, oft unterschwellig und unbewusst, in ein Wechselspiel miteinander kommen. Insbesondere moderne literarische Texte können so von Rasonnements durchzogen sein, die ebenso im Philosophieren ihren Platz finden könnten, ohne dass die Texte dadurch zu philosophischen Fachtexten werden. Auch ist es nicht ausgeschlossen,

82 Grundsätzlich sind vier Weisen zu unterscheiden, in denen sich eine Metaphysik im Denken der Menschen ausbildet: 1.) Vorbegriffe von einem Ersten und Ganzen überhaupt; 2.) Gedanken, in denen diese Vorbegriffe konkretisiert und in die Erfahrungswelt von Kulturen umgesetzt werden; 3.) die rationale Metaphysik der Philosophie; sie entwickelt diese Gedanken so, dass sie alle die Gehalte und Beziehungen einschließen, die dem Gedanken von einem Letzten und Ganzen (einem «Absoluten») zuzuschreiben sind, und erörtert die Probleme, vor die er stellt; 4.) spekulative Umbildungen und Entfaltungen der Gehalte des Gedankens eines «Absoluten», die zugleich in ihrer jeweils neu entworfenen Methode Anschluss finden an logische Paradoxien und an paradoxe Ausdrucksweisen, zu denen schon das spontane Denken an Grenzen veranlasst sein kann.

dass die Schwierigkeit, in der philosophischen Analyse über ›Sein‹ und ›Nichts‹ zur Klarheit zu kommen, unter anderem damit zu tun hat, dass diese Gedanken in unterschiedlichen Kontexten aufkommen, wobei deren Bestimmung und Entwicklung verschiedenen Bedingungen unterliegen. So komplex ist also die Problemlage, in der man sich wiederfindet, wenn man den Versuch unternimmt, über die Bedeutung der Rede von Sein und Nichts eine philosophische Rechenschaft zu geben – ein Unternehmen, das, bevor man in es eintritt, ganz unscheinbar erscheinen mag.

Den Aspekten der mit diesen Ausdrücken verbundenen Komplexion, die sich dadurch ergeben, dass diese Rede in einem spontanen Nachdenken Wurzeln hat, ist gerade dann nicht auszuweichen, wenn es darum geht, Samuel Becketts Werk in seiner Beziehung zu Hölderlin deutlich werden zu lassen. Wenn man darüber hinauskommen will, letztlich immer nur Textzeugnisse der Schriftsteller aufzurufen, ohne in ihr Denken einen eigenständigen Eingang zu finden, dann wird es notwendig, ins eigenständige Philosophieren einzutreten. Dennoch muss man es vermeiden, darüber von der exegetischen Aufgabe vollständig weggezogen zu werden. Das wird auch dadurch nicht leichter, dass gerade die Absicht, die Exegese überzeugend zu machen, es verlangt, die philosophische Fragestellung nicht auf die Analyse von scheinbar fest bestimmten Gedanken von Sein und Nichts hin einzuzugrenzen. Auch die Aufklärung des Ursprungs jenes spontanen Denkens und damit der Quelle seiner nachhaltigen Wirksamkeit ist eine philosophische Aufgabe – umso mehr dann, wenn es auch darum geht, sich von dem exegetischen Interesse an literarischen Texten nicht gänzlich loszumachen.

Daraus erklärt sich, was in diesem ersten philosophischen Buchteil angestrebt wird – aber auch, was von ihm nicht erwartet werden kann. Er wird versuchen, der Komplexion gerecht zu werden, in die uns Becketts Gebrauch seines Grundwortes ›das Nichts‹ in Beziehung auf Hölderlin hineingeraten lässt. Ein solcher Versuch kann gar nicht unternommen werden, wenn er nicht in einer Übersicht über alle die philosophischen Fragen eine Unterstützung findet, welche diese Komplexion ausmachen. Das setzt weiter voraus, dass unterschiedliche Möglichkeiten zu einer Antwort im Blick stehen, dass bestimmte Antworten favorisiert werden und in die eigene Argumentation eingehen. Doch können sich die Überlegungen zu all dem hier nicht in das Format ausbreiten,

das eine Untersuchung allein aus theoretischem Interesse in Anspruch nehmen würde. Sollten alle Argumente gründlich geprüft und alle Schlussfolgerungen umfassend gerechtfertigt werden, wäre der Rahmen einer Untersuchung zu Becketts Verständnis von Hölderlin alsbald zersprengt. So wird im Folgenden also zwar eine Konzeption entworfen, die eine Antwort auf die vielen philosophischen Fragen erlaubt, welche sich an die Bedeutung der Rede von Sein und Nichts anschließen. Aber sie kann dennoch nur in einer Skizze vorgetragen werden. Das Mindeste, was sich so ergibt, sollte sein, dass die Dimension, in der sich die Dichter über ihr Werk verständigten, von der Philosophie nicht als verworren und bedeutungsleer abgetan werden muss.<sup>83</sup> Aber die Hoffnung geht doch ein wenig weiter – nämlich dahin, dass der Ertrag der Untersuchungen, die philosophisch angelegt sind, auch für sich selbst ein Gewicht hat. Man braucht nur Hegel, Heidegger und Sartre zu nennen, um daran zu erinnern, dass bedeutende philosophische Konzeptionen unterschiedlichen Zugangsweisen zu dem Gedankenpaar ‹Sein› und ‹Nichts› gefolgt sind. Im Ausgang von der Problemlage, die sich uns aus Becketts Anschluss an Hölderlin ergab, wird in der Folge eine ganz andere Zugangsweise skizziert werden.

Am Schluss dieses Präludiums müssen noch Bemerkungen stehen, welche die Übersicht über das erleichtern, was der Leser in den folgenden Abschnitten dieses Buchteils zu erwarten hat. Er weiß nun schon, dass er sich durchgängig von der Auslegung der Texte wegwenden und auf philosophische Überlegungen einlassen müsste. Die selbständigen kurzen Vortexte zu diesen Abschnitten sollen ihm aber die Möglichkeit offenhalten, die Abschnitte nur cursorisch durchzugehen oder ganz zu überspringen, ohne den Anschluss an das zu verlieren, was nachfolgen wird.

83 Eine solche Folgerung wird zwar kaum in Untersuchungen ausgesprochen, welche die Dichter zum Thema haben und die zumeist doch von einer Wertschätzung ihrer Werke motiviert sind. Viele durchaus luzid formulierbare philosophische Positionen wären aber zu dieser Folgerung de facto gezwungen. Das würde implizieren, dass die dichterischen Fiktionen sogar in sich selbst als letztlich unverstänlich gelten müssten. Man würde sich folglich, wenn man den Mitteilungen der Dichter nachgeht, nur provisorisch auf einen imaginären Denkraum einlassen, der eigentlich längst obsolet geworden ist. Der Versuch, ihn, wie immer unter Vorbehalt, aufzuschließen, könnte dann nur noch einer ästhetischen Hochschätzung, vielleicht auch einer Tiefe in der Lebenserfahrung geschuldet sein, welche die Schriftsteller in einen Zusammenhang mit ihren obsoleten Grundwörtern gebracht haben. Der Philosoph dürfte sich aber auch so weit eigentlich nur noch mit einem schlechten Gewissen auf ihn einlassen.

In diesen Abschnitten wird davon ausgegangen, dass die sprachlichen Ausdrücke ›das Sein‹ und ›das Nichts‹, deren sich die beiden Dichter als Philosophierende bedienen, komplexe Voraussetzungen in der natürlichen Sprache und in deren Bildungsgeschehen haben. Dabei wird von der These ausgegangen, dass schon in den Entwicklungsgang der natürlichen Sprache Gedanken einwirken, die man als philosophische bezeichnen muss<sup>84</sup> – und weiter, dass den Gedanken, die hier zu untersuchen sind, eine Verwurzelung im spontanen Nachdenken und damit die Fähigkeit zu einer solchen Wirkung in der Sprache zuzutrauen ist.

So wird im Folgenden den Voraussetzungen dieser sprachlichen Ausdrücke je für sich und dann ebenso in ihren Wechselbezügen zueinander nachgegangen werden. Dabei wird sich, was die philosophischen Komponenten als solche betrifft, herausstellen, dass die Bildung selbständiger Substantive aus dem Pronomen ›nichts‹ und dem Vollverb ›sein‹ nicht unabhängig davon zustande kommt, dass das Denken der Menschen jederzeit auf einen Gedanken von einem Ersten in einem Ganzen ausgreift – und zwar auf ein solches, das nicht aus der Zusammenfassung des von ihm bereits Erschlossenen und Verfügbaren in den Blick kommen kann.

Aus dieser Situation ergibt sich zu einem guten Teil die Schwierigkeit, Ausdrücke solchen Ursprungs als mit einem bestimmten Sinn verbunden zu verstehen und so fixiert festzuhalten. Und so werden die spontanen Schritte und Maßnahmen verständlich werden, sie durch Umschreibungen in eine kohärente Gesamtverständigung zu integrieren. Dabei muss die Antwort auf die Frage noch offenbleiben, inwieweit es sich bei ihnen letztlich nur um Ausbruchsversuche in Notlagen handelt oder inwieweit sie vielmehr als rationale Fortschreibungen von Sinn anzuerkennen sind. Die Skizze einer Grundlegung im 9. Kapitel verankert diese Genese in der Grundverfassung rationaler Subjektivität. Aber erst im vierten Teil des Buches gelangt die Begründung zu einem Abschluss.

Dieser zweite Buchteil untersucht in mehreren Schritten das in sich gedoppelte Zusammenspiel der sprachlichen und der philosophischen Genese der beiden Gedanken. Er nimmt dann einen neuen Ansatz, wenn er den Ursprung der Doppelung und der gegenläufigen Beziehung der

84 Diese These ist in der Rede des Vf. zum Deutschen Sprachpreis *Die Philosophie in der Sprache*, Paderborn 2007, begründet worden.

beiden Ausdrücke aufeinander aus einem ersten philosophischen Grund verständlich zu machen sucht: aus der Verfassung des denkenden Wesens, von der her sich ihr Ursprung zuletzt verstehen muss.

Aus all dem wird hervorgehen, dass die gegensätzliche Zuordnung von ›das Sein‹ und ›das Nichts‹ zur gleichen Zeit nach unterschiedlichen Typen der Entgegensetzung gedacht werden kann. In der einen von ihnen gilt ein striktes Ausschlussverhältnis, so dass die Formel als ›das Sein *oder* das Nichts‹ und zugleich als Aufforderung einer Option zu lesen sein wird. Die andere Lesart kann sogar als eine Konjunktion betrachtet werden. Sie kommt in der Form ›das Sein *und* das Nichts‹ mit spezifischer Betonung auf diesem ›und‹ zu sprachlichem Ausdruck. Die Gegenläufigkeit der Bedeutung der beiden Ausdrücke ist auch in dieser zweiten Relationierung nicht aufgehoben. Aber mit ihr stellte sich die Frage nach der Möglichkeit ihrer Vermittlung auf der Basis ihrer wechselseitigen Zugehörigkeit. Als Beispiel einer solchen Vermittlung mag man an den Gegensatz von Licht und Dunkelheit denken. Daran hat sich die Frage nach Weisen des Vollzugs dieser Vermittlung anzuschließen. In philosophischer Gestalt ist dies eigentlich gar keine andere Frage als die, welche sich im Blick auf Samuel Becketts Bindung seines eigenen Werkes an das Werk Hölderlins zuvor ergeben hat. Denn diese Bindung sollte auch angesichts des Gegensatzes zwischen den Leitgedanken der beiden Dichter verständlich werden können. Sie sollte nicht, aller anderen Evidenz entgegen, letztlich als ein monumentales Missverständnis erscheinen müssen.